

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 131. Bromberg, den 13. August 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(Schluß.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Von Fränz war ein Brief aus der Kreisstadt gekommen; sie hielt sich dort bei den Eltern ihres Bräutigams auf, hatte die Todesnachricht erfahren und fragte, ob sie nun dennoch heimkommen solle, und wenn dies der Vater wünsche, möge er ihr jemand zum Geleite schicken, da es nicht mehr für sie passe, allein zu reisen. Dieser Brief war für Diethelm voll Betrübnis, er sah darin aufs neue die Herzlosigkeit seines Kindes, das nicht über alles hinweg zu ihm eilte, um ihn nicht allein seinem Schmerze zu überlassen und am Grabe der Mutter mit zu weinen. Ja, Diethelm fühlte, daß er in seiner Frau nicht nur eine treue Ehegenossin, sondern auch eine mütterliche Sorgfalt verloren, die allezeit fest und unbeirrt ihm sich zuwendete. Er ging im Dorfe mitten unter den Menschen umher wie ein in Waldesdunkel verirrtes Kind, so verlassen, so hilflos erschien er sich. Was nützte ihm all die Ehrerbietung und zutuliche Teilnahme der Menschen? Das waren doch nur Bettelpfennige, die man dem Hilflosen am Wege zuwirft, und ein jedes ging schließlich doch seinem eigenen Lebenskreise und seiner Lustbarkeit nach und ließ ihn mit sich allein. Mit der jungen Frau Kübler zankte Diethelm stets, sie machte ihm nichts recht, das war alles anders gewesen zu Lebzeiten der Meisterin.

Der Vetter Waldhornwirt hatte ihn gar noch gekränkt, denn als ihm Diethelm über das herzlose Wesen der Fränz Klage führte, hatte er gesagt:

„Ich wüßt', was ich tät', das hoffärtige Mädchen bekäme mir eine junge Mutter. Ihr seid ein Mann in den besten Jahren und ich will für Euch freiwerben, ich weiß, wo ich anklopfe, wird mir aufgemacht, ein neues Haus und eine neue Frau."

Diethelm schrieb der Fränz, sie solle an einem bestimmten Tag in der Kreisstadt seiner warten, und er bereitete nun alles vor, um Buchenberg auf ewig zu verlassen; einstweilen, bis er einen schicklichen Käufer gefunden, übergab er dem Vetter Waldhornwirt alles zur Überwachung. Es gingen aber doch noch Tage darauf, bevor er fortkam, da waren noch hunderterlei Sachen abzuwickeln, und diese Tage wurden ihm zur höchsten Pein; der Geist, der aller gewohnten Umgebung bereits Ade gesagt und doch noch mitten in ihr steht, erschien wie ein ruheloses Gespenst, das noch umwandeln muß. Endlich am zehnten Tage nach seiner Rückkehr fuhr Diethelm allein mit seinen Rappen davon. Er drückte den Hut tief in die Stirn und schaute nicht rechts und nicht links, und erst als er die kalte Herberge hinter sich hatte, atmete er frei auf.

Das Reisen im frischen Herbsttage, das Fahren im eigenen Gefährte belebte ihn wieder neu und am zweiten Mittage kam er wohl gekräftigt in der Kreisstadt an. Fränz, die er bei den Schwiegereltern traf, klagte und weinte viel und doch schien es Diethelm, als ob sie manches nur erkünstle, um vor den Schwiegereltern als gute Tochter zu erscheinen; sie ging so straff und aufrecht umher, ihre Trauerkleidung war so wohlgeordnet, sie erschien darin schöner als je und trug gekräuselte Scheitelhaare. Diethelm betrachtete sie oft still forschend, als wäre sie gar nicht seine Tochter, und in der Tat war Fränz eine zierlich schlanke Dame geworden; nur die breiten Hände, die sich noch durch Flormanschetten besonders hervorhoben, zeigten die ehemalige Bäuerin. Als sie einen Augenblick mit dem Vater allein war, sagte sie schnell:

„Der Munde ist auch in der Stadt, er ist beim Manöver, ich hab' ihn gesehen."

„Was geht dich der Munde an?" entgegnete Diethelm zornig, und noch ehe etwas erwidert werden konnte, trat der Schwiegersohn ein; er trug einen Flor um den Hut und sprach aufrichtige Worte des Mitgefühls um den Tod der Schwiegermutter.

Diethelm schwieg und lange redete keines der Anwesenden ein Wort. Der Staatsanwalt hielt still die Hand der Fränz, die auf dem Tritt am Fenster saß. Diethelm fragte endlich nach den Gerichtsverhandlungen, von denen er gar nichts mehr gehört, und wie die Sache Reppenbergers ausgegangen sei.

„Die ist noch nicht aus", erhielt er zur Antwort, „sie ist die letzte Tagesordnung für morgen. Der Schelm hat sich krank gemacht, er hat den Kalk von seinen Gefängniswänden abgefressen, so daß er ganz schwarz wurde; es ist möglich, daß er sich töten wollte, es kann aber auch sein, daß er nur seine Untersuchungshaft noch um ein Vierteljahr hinauszuziehen hoffte; aber wir haben ihn so hergestellt ,daß er morgen vor die Bank der zwölf Männer kommt, und Sie müssen dabei sein, Schwäher, Sie müssen."

Diethelm preßte die Lippen fest zusammen und träppelte mit den Füßen rasch auf den Boden. Hatte denn der Teufel sein Spiel mit ihm, daß er ihm diese Geschichte aufbewahrte und sie ihm wie einen Fallstrick vor die Füße warf?

„Ich muß? Warum muß ich? Wer kann mich zwingen? Ich bin dispensiert. Wer will mich zwingen?" sagte er endlich und bebte in allen Gliedern.

Der Staatsanwalt erwiderte, es sei gut, daß das niemand anders gehört als er; er ließ die Hand der Fränz los und fuhr fort zu berichten, daß der Advokat Rothmann, der Verteidiger Reppenbergers, darauf bestehen werde, Diethelm auf der Schwurbank zu sehen; lasse er es darauf ankommen, daß der Gerichtshof darüber entscheide, so mache das großes Aufsehen und rühre Altes, Eingeschlummertes wieder auf, das ohnehin sich schon wieder geregt habe, drum sei es am besten: Diethelm melde sich freiwillig.

„Das tu' ich aber nicht", sagte Diethelm aufstehend, „ich nehm' meine Fränz mit und reise noch in dieser Stunde nach Buchenberg. Was redet man von mir? Sagt's frei heraus."

Mit der größten Behutsamkeit erzählte der Staatsanwalt, daß schon, als Diethelm so rasch abgereist war, sich von Böswilligen ein verdächtiges Gerede über ihn kundgegeben habe, für dessen ersten Urheber er den Steinbauer halte. Als sich nun herausgestellt, daß die Schwiegermutter wirklich gestorben sei, habe alles geschwiegen. Wenn er aber jetzt abreise, gerade bevor man die Türe zu dieser Verhandlung öffne, werde sich der Verdacht wieder regen und er sei es sich und seinen Kindern schuldig, gerade zu zeigen, daß er jeder Öffentlichkeit sich mit freier Stirn bloßstellen könne. Diethelm weigerte sich noch immer und Fränz stellte sich auf seine Seite, indem sie zu ihrem Bräutigam sagte:

„Gustav, du bist sonst so lieb und gut und bist ein Herzenskenner, aber du kannst nicht ermessen, wie schwer das Gerichthalten dem Vater ankommt. Du bist es das ganze Jahr gewöhnt."

„Ja, ihr seid Menschenmetzger und habt kein Mitleid mehr", fuhr Diethelm auf.

Der Staatsanwalt schluckte den Ärger über diesen Vorwurf hinab und sagte, die Hand Diethelms fassend:

„Jetzt sag' ich wirklich, tun Sie es mir zulieb, ich kann es um Ihrer und meiner Ehre willen nicht dulden, daß nur ein Augenblinzeln meiner Kollegen den beleidige, den ich Vater nenne. Tun Sie es, so hart es Sie auch ankommt, um unserer Ehre willen. Ich bitte dringend."

„Brauchet nicht so bitten", sagte Diethelm mit gepreßter Stimme, denn es wollte ihn bedünken, daß sein Schwiegersohn auch nicht frei von Verdacht war, „brauchet nicht so bitten. Ich tu's, ich tu's."

Der Staatsanwalt wollte ihn umarmen, aber Diethelm wehrte ab.

Alles war nun so heiter, als es die Trauerpflicht zuließ, und ohne noch irgendein Bedenken in sich aufkommen zu lassen, ging Diethelm zu dem Vorsitzenden und meldete sich freiwillig. Es wird ja noch immer gelost und er kann frei werden, und ist es nicht, so wollte er sich als Mann zeigen, beschwichtigte er sich. Seine ganze trotzige Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt.

Am Morgen, als die Gerichtsverhandlungen begannen, wurde Diethelm von seinen Schwurgenossen herzlich bewillkommt; nur der Steinbauer blickte vor sich nieder und Diethelm heftete seinen Blick so lang auf ihn, bis er aufschaute und dann wie getroffen das Haupt wieder senkte. Das war ein Triumph, der schon viele Beschwerden aufwog. Auch der Rechtsanwalt Rothmann bewillkommte Diethelm herzlich und lobte ihn wegen seines Wiederkommens. Bei jedem Namen, der aus der Urne gezogen wurde, war Diethelm voll Spannung und er hatte wirklich die Freude, daß schon die Zahl elf voll und er noch nicht unter den Gezogenen war; aber nun machte Rothmann von seinem Ablehnungsrecht Gebrauch und verwarf sechs der Ausgelosten, bis Diethelm endlich als letzter doch noch unter die Zahl der Geschworenen kam. Er nickte ruhig und setzte sich auf seinen Platz.

Im Gerichtssaal war der Zuhörerraum, der nur durch ein Gitter abgeschieden war, gedrängt voll und in der Lage der Schwurbank gegenüber saß ein Mädchen in Trauerkleidern: es war Fränz, die mit doppelt bangen Gefühlen Vater und Bräutigam in öffentlicher Wirksamkeit sah.

Sie hatte sich kindisch gefreut, als dieser am Morgen bei ihr eingetreten war in der schönen Uniform, sie hatte den blauen Militärfrack mit amarantrotem Kragen, das Bandelier mit dem goldgefäßigen Degen und den Tressenhut mit wahrem Jubel bewundert.

Die Anklageschrift wurde verlesen und der Staatsanwalt schilderte mit hinreißender Beredsamkeit die Verruchtheit eines Verbrechens, das immer mehr überhandzunehmen drohe, Eigentum, öffentliches Vertrauen und öffentliche Moral zerstöre, und beschwor die zwölf Männer aus dem Volke, durch ihr Schuldig dieser alles verheerenden Ruchlosigkeit einen Damm zu setzen. Fränz beugte sich weit heraus, die glänzende Rede ihres Bräutigams sowie seine Erscheinung mußten ihr sehr gefallen. Reppenberger benahm sich klug und gewandt mitten in allem Kreuzverhör und wußte alles auf die unschuldigste Weise zu erklären, ja, er verstand es sogar, mehrere Zeugen durch Fragen, die er an sie stellte, zu verblüffen. Den Betrug schob er auf seinen Geschäftsgenossen, der, vor kurzem entflohen, ihn betrogen habe, und nun hätten schlechte Menschen ihm Feuer angelegt. Gegen Diethelm und die Geschwornen überhaupt schaute der Reppenberger kaum auf, er hielt den Blick fast ausschließlich auf die Richter gewendet und nur manchmal beugte er sich hinter die Brüstung nieder und nahm eine Prise aus seiner bekannten birkenrindenen Dose. Eine große Zahl von Belastungs- und Entlastungszeugen wurde verhört und Diethelm stellte an diese sogar selbst einige sachgemäße und entscheidende Fragen.

Mittag war längst vorüber, als das sogenannte Plaidoyer begann. Rothmann schilderte in ergreifender Rede das Los des Angeklagten, der sich redlich wieder emporgearbeitet habe und nun, weil er einmal in Elend versunken gewesen war, dem lauernden Verdacht und der boshaften Schadenfreude nicht entgehe. So eifrig auch Rothmann seinen Schützling verteidigte, er ließ sich doch nie zu jener heillosen, alle Sittlichkeit verkehrenden Weise verleiten, wo es immer heißt: „Es ist meine heiligste, innigste Überzeugung", während dies keineswegs immer der Fall ist. Er verhielt sich ganz gegenständlich und suchte nur die Möglichkeit eines andern als verbrecherischen Vorganges ins Licht zu setzen. Es war nicht minder klug als ehrenhaft, daß er die überhand nehmende allgemeine Entsittlichung durch die mutwilligen Brandlegungen schilderte: wie der erste Gedanke beim Vernehmen der Sturmglocke nicht mehr Mitleid, sondern im besten Falle Zorn sei, in der Regel aber ein teuflisches Frohlocken, daß es gelinge, den Staat zugunsten eines Schurken zu betrügen, wie da alles müßig umherstehe und oft die Zimmerleute noch in Hoffnung auf Verdienst durch den Neubau und den Dank des Abgebrannten dem Feuer Luft machen.

Vom aufrichtigen Beklagen dieser Entsittlichung ging er auf die Unschuld seines Schützlings über und jetzt wendete er sich an die Schwurbank und rief „den Ehrenmann" dort, der selbst einmal unter so nichtiger Anklage gestanden, auf, bei seinen Mitgeschwornen auf eine leidenschaftslose Prüfung der vorliegenden Umstände hinzuwirken.

Der Staatsanwalt unterbrach den Verteidiger und verlangte von dem Gerichtshof, solche unangemessene Anrufung als unerlaubt zurückzuweisen und dem Verteidiger eine Rüge zu erteilen. Rothmann widersprach und der Gerichtshof zog sich zurück; es entstand eine Pause, in der Diethelm starr dreinschaute, keine Miene zuckte. Der Gerichtshof trat bald wieder ein und erklärte, daß dem Verteidiger für das Gesagte keine Rüge zukäme, daß er aber solche persönliche Anrufung fortan unterlassen müsse. Rothmann fuhr fort, mit großem Geschick die Schuld von dem Angeklagten zurückzuweisen. Der Staatsanwalt entgegnete mit gesteigertem Eifer und besonders eine Hinweisung machte Diethelm den Kopf schütteln, da der Staatsanwalt sagte: „Der Angeklagte hat gleichsam als Sühne für sein Verbrechen an einer Menschenwohnung sich aus den Kerkerwänden den Tod geben wollen."

Der Vorsitzende faßte endlich alles klar und übersichtlich zusammen, worauf er die Fragen stellte. Rothmann griff die Fassung derselben an und es begann bereits zu dämmern, als die zwölf Männer sich in ihr Beratungszimmer zurückzogen. Einstimmig und vom Steinbauer zuerst vorgeschlagen, wurde Diethelm zum Obmann gewählt. Er widersprach und verlangte, daß ein anderer für ihn einstehe, da er selbst in die Verhandlung gezogen sei; aber der Steinbauer widersprach mit lauernd frohlockendem Blick. Diethelm wollte den Gerichtshof entscheiden lassen, er wollte hinaus, er hatte vergessen daß die Tür hinter ihnen geschlossen blieb, bis sie den Wahrspruch gefällt hatten, wenn sie nicht über die Fragestellung sich eine Erklärung holen wollten. Plötzlich war es ihm, als wäre er mit wilden Tieren eingesperrt, die ihn zerfleischen wollten. Er verlangte nach einem Schluck Wein, nach einem Bissen Brot, aber dies war den Schwurrichtern versagt, bevor sie ihr Amt vollendet. Diethelm fühlte seine Wangen brennen, ein Hungerfieber machte ihn zittern. Sich aufrichtend und mit gewaltiger Stimme las er die aufliegenden Anweisungen für die Geschworenen vor und leitete die Verhandlung. Auf dem Tische lagen die Akten des Verweisungserkenntnisses. Der Steinbauer sagte, man möge doch wenigstens die Aktenschnur aufmachen, damit es nicht den Anschein habe, als ob man sich gar nichts um die Akten gekümmert habe. Es war Diethelm gelegen, diese kindisch heuchlerische Anforderung zu züchtigen, er erklärte, daß man nur nach dem zu urteilen habe, was man selbst gehört. Die Verhandlung war bald geendet und Diethelm sammelte die Stimmen; er selber sprach: Schuldig.

Nach einer gräßlichen halben Stunde trat er an der Spitze der Geschwornen in den Gerichtssaal. Er war erleuchtet und alles sah doppelt feierlich aus; ein Zischeln ging durch die Zuhörer, der Gerichtshof trat von der andern Seite ein und der Angeklagte wurde wieder vorgeführt; hinter ihm blitzte das blanke Schwert. Totenstille herrschte, Diethelm stand, die rechte Hand auf das Herz gelegt, und wollte eben den Wahrspruch verlesen. Da drängte sich ein Schäfer im weißen, rot ausgeschlagenen Zwillichrock an das Gitter der Zuhörer; er erhob den Arm weit hinüber über das Gitter, und auf Diethelm deutend, hörte man ihn laut sagen:

„Ich will sehen, wie der Diethelm einen Brandstifter verurteilt."

Mit einem Schrei des Entsetzens rief Diethelm: „Du da? Du da? Medard? Ja, ja, ich;" er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte. „Ich, ich, ich bin schuldig, hab' dich verbrannt, alles verbrannt. Ich, ich, ich bin schuldig."

Er brach in die Knie, die Schwurgenossen wichen von ihm zurück; von oben hörte man einen Hilfeschrei, eine Frauengestalt in Trauerkleidern wurde ohnmächtig weggetragen.

Die Schwurbank wurde zur Bank der Angeklagten.

Der Vorsitzende erklärte die Verhandlung für aufgelöst, zwei Angeklagte wurden abgeführt, es waren der Reppenberger und Diethelm.

Dreißigstes Kapitel.

Das Herbstmanöver war zu Ende und Munde hatte seinen Schäferrock angezogen, ohne daran zu denken, daß ihm sein Vater einst befohlen, in diesen Kleidern des ermordeten Bruders vor Diethelm hinzutreten und ihm das Geständnis abzupressen. Er hatte gehört, daß eben die letzte Gerichtsverhandlung stattfinde, und sich zu derselben gedrängt. Fast unwillkürlich hatte sich sein lang verhaltenes feindliches Grollen in jenen Worten Luft gemacht, die Diethelm so plötzlich zum Geständnis seiner Schuld brachten.

Er mußte nun in der Stadt bleiben, um bei der wieder aufgenommenen Untersuchung gegen Diethelm als Zeuge zu dienen, er machte nur die Angabe von dem, was ihm sein verstorbener Bruder gesagt, von den Mitteilungen der Fränz schwieg er; denn er hatte trotz des sympathetischen Gegenmittels noch Liebe genug zu ihr, um nicht auch sie ins Elend zu stürzen und sie zu zwingen, gegen den Vater Zeugnis abzulegen.

Fränz erhielt noch am Abend einen Besuch von ihrer Schwiegermutter, ihr Bräutigam ließ ihr auf die schonendste Weise, die aber doch nicht minder schmerzte, lebewohl sagen. Der in Diethelm ertötete Haß gegen die Welt setzte sich nun in Fränz fest.

Diethelm gestand im ersten Verhör seine ganze Tat mit allen ihren wechselnden Stimmungen bis in die Einzelumstände hinein, aber manchmal sprach er doch verworrene Worte, über die er jedoch bald wieder hinwegkam. Er klagte jämmerlich über die unvertilgbare Kellerkälte, die ihn so sehr plage, und verlangte den rotausgeschlagenen Rock Medards, der ihm allein warm machen könne und in dem er zum Richtplatze gehen wolle.

Die scheinbare Geistesverwirrung Diethelms löste sich wieder. Er verzichtete ausdrücklich auf die Verhandlung vor dem Schwurgericht, wurde aber, da diese Bestimmung der Grundrechte noch galt, nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Im Zuchthause zu M. saß drei Jahre ein zusammengeschnurrtes Männchen, dürr und gebeugt, das immer fror und sich die Hände rieb und mit den Zähnen klapperte; es war schwer, in diesem Männchen den einst so stattlichen Diethelm wiederzuerkennen. Dumpf und lautlos verhielt sich der Sträfling und nur manchmal bat er mit aufgehobenen Händen um die Gnade, Holz hacken zu dürfen, da diese Arbeit allein ihn vom Froste erlöse. Erst nach drei Jahren des Wohlverhaltens wurde ihm diese Gnade gewährt, und nachdem er die ersten Splitter von den zähen Baumstümpfen gelöst und die Keile eingetrieben hatte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und betrachtete frohlockend die Schweißtropfen, die er abgewischt hatte. Aufs neue erhob er mit Macht die Axt und die zusammengeschrumpfte Gestalt wurde bei jedem Schlage größer und gewaltiger. Das war wieder der Diethelm von Buchenberg. Plötzlich schrie er laut auf: „Heraus, heraus will ich!" und zerschmetterte sich mit dem Beile das Hirn.

Die Leiche sank unter die Splitter der Baumstümpfe.

Der anfängliche Wahnsinn Diethelms gab dem Advokaten der Fränz Gelegenheit, die Ansprüche der Feuerversicherungsgesellschaft in Frage zu stellen, und ein langwieriger Rechtshandel schien sich daran zu knüpfen, den Fränz mit eiserner Unbeugsamkeit und mit Dransetzen eines großen Teils ihres Muttergutes fortführte.

Sie wohnte allein mit einer Magd in dem großen neuen Hause in Buchenberg, kleidete sich wieder in Landestracht und tat lustig; sie behielt die Rappen ihres Vaters und fuhr oft damit nach der Stadt zur Betreibung ihres Rechtshandels.

Rothmann brachte noch vor der Wiederherstellung Diethelms einen Vergleich zustande, der Fränz noch immer zu einer der reichsten Erbinnen im Oberlande machte. Man sagte, daß sie doch noch den Munde heirate. Dies trat aber nicht ein.

Die Missionen kamen in das Oberland und wühlten alle Herzen auf. Ergreifend vor allen wirkte jener Missionär, den Fränz im Wildbade kennen gelernt hatte. Fränz war die Stifterin eines Jungfrauenbundes in Buchenberg und die erste Schwester desselben.

Auf den Bahnhof in Friedrichshafen am Bodensee kam eines Tages ein großer Zug von jungen Burschen und Mädchen, sie weinten alle beim Abschiede von einer abgehärmten Mädchengestalt, die eine Nonne geleitete, und schauten ihr noch lange traurig nach, als sie mit dem Dampfschiff nach der Schweiz fuhr.

Das schöne Haus in Buchenberg gehört jetzt dem Kloster Einsiedeln in der Schweiz. Wer weiß, welche Bestimmung es haben soll!

—:: Ende. ::—

Wieviel Erde braucht der Mensch?

Von Leo Tolstoj.

1.

Die ältere Schwester aus der Stadt besuchte die jüngere Schwester im Dorf; die Ältere war mit einem Kaufmann verheiratet, die Jüngere mit einem Bauern. Sie tranken zusammen Tee und unterhielten sich. Die Ältere brüstete sich mit ihrem Leben in der Stadt: wie geräumig ihre Wohnung ist, wie schmuck sie sich kleidet und ihre Kinder herausputzt, wie sie lecker ißt und trinkt und Ausfahrten macht und das Theater besucht.

Die jüngere Schwester fühlte sich darüber gekränkt, sie zog das Leben des Kaufmanns herab und pries das Leben der Bauern.

„Ich tausche nicht mit dir", erklärte sie. „Zwar leben wir einfach, aber wir kennen keine Sorge. Ihr aber, wenn ihr auch prächtiger lebt, habt entweder großen Gewinn oder ihr geht zugrunde. Ein Sprichwort sagt: Glück und Unglück wandern auf einem Steig. Heut reich und morgen ein Bettler. Unser bäuerisches Leben ist sicherer. Mageres Leben, langes Leben. Überfluß wird bei uns nicht gefunden, sind aber satt zu allen Stunden."

„Was für ein Sattsein!" höhnte die Ältere. „Mit Schweinen und Kälbern zusammen! Ohne Glanz, ohne Benehmen! Wie auch dein Mann sich abrackert, ihr lebt auf dem Mist, und dort sterbt ihr. Eure Kinder werden's auch nicht besser haben."

„Nun, und was ist da weiter?" ereiferte sich die Jüngere. „Wir leben dafür sicher, auf eigenem Grund, bücken uns vor keinem und fürchten keinen. Ihr in der Stadt seid immer in Versuchung. Heut läßt sich's gut an, morgen aber kommt deinem Mann der Unreine in die Quere, in einem Husch verführt er ihn: er spielt, trinkt, rennt den Weibern nach. Und dann geht alles drunter und drüber. Ist's nicht so?"

Pachom, der Mann der Jüngeren, liegt auf dem Ofen und hört, was die Weiber schwatzen. Meine Frau spricht die lautere Wahrheit, sagt er für sich. Unsereinem, der von kleinauf das Mütterchen Erde aufwühlt, kommen keine Narrheiten in den Kopf. 's ist nur ein Unglück, daß ich zu wenig Erde habe. Besitze ich aber Land zur genüge, so bange ich vor keinem, nicht einmal vor dem Teufel.

Der Teufel saß gerade hinter dem Ofen und hörte alles. Er war mächtig froh, daß das Bauernweib ihren Mann auf prahlrische Gedanken gebracht hatte: hätte er viel Land, der Teufel würde ihn nicht holen.

Es gilt eine Wette, dachte er. Viel Erde will ich dir geben. Mit Erde fange ich dich.

2.

Eine kleine Gutsbesitzerin war die Nachbarin Pachoms. Sie besaß hundertundzwanzig Deßjatinen. Vordem stand sie mit den Bauern in gutem Einvernehmen, sie tat ihnen nie etwas zu Leide. Neuerdings jedoch hatte sie einen verabschiedeten Soldaten als Verwalter angenommen, der quälte die Bauern mit Strafgeldern. Wie Pachom sich auch in acht nahm: entweder läuft das Pferd in den Hafer der Nachbarin oder die Kuh verirrt sich in den Garten oder die Kälber gehen auf die Wiese. Für alles setzt es Strafe.

Pachom zahlt, schimpft, prügelt seine Hausgenossen — viel Sünde beging er im Laufe des Sommers um des Verwalters willen. Es war ihm eine Erleichterung, das Vieh auf dem Hofe zu halten — freilich tat ihm das Futter leid, aber wenigstens steht er keine Angst aus.

Im Winter ging das Gerücht, die Nachbarin wolle ihr Land losschlagen und der Verwalter suche es zu kaufen. Als die Bauern davon hörten, waren sie sehr erschreckt.

Rückt der Verwalter zum Besitzer auf, urteilen sie, so wird das Strafen gar kein Ende nehmen.

Sie bestürmten die Gutsbesitzerin, nicht dem Verwalter, sondern der Gemeinde das Gut abzutreten. Da sie mehr zu zahlen versprachen, erklärte sie sich einverstanden. Das Besitztum der Nachbarin sollte also Gemeindeland werden. Die Bauern hielten Versammlung, versammelten sich zum zweitenmal, wurden indes nicht einig. Der Gottseibeiuns stiftete Unfrieden. Sie beschlossen nunmehr, nach Vermögen solle jeder einzeln kaufen; auch darauf ging die Nachbarin ein.

Da Pachom hörte, sein Nachbar habe zwanzig Deßjatinen gekauft, wobei er die Hälfte des Kaufpreises gestundet erhielt, wurde er neidisch. Man wird alles losschlagen, denkt er, und ich gehe leer aus. Er beriet sich mit seiner Frau.

„Die Bauern kaufen," sagte er, „wir müssen auch gegen zehn Deßjatinen an uns bringen."

Sie überlegten, wie sie es anstellen sollten.

Hundert Rubel hatten sie gespart; sie verkauften jetzt ein Füllen, verkauften die Hälfte ihrer Bienenstöcke, verdingten den Sohn als Arbeiter — und so kratzten sie die Hälfte des Geldes zusammen.

Pachom sah sich nun fünfzehn Deßjatinen mit einem Wäldchen an und unterhandelte mit der Nachbarin — fünfzehn Deßjatinen erstand er, gab Handschlag und Handgeld. Sie fuhren in die Stadt, setzten den Kaufbrief auf, er machte die Hälfte des Geldes voll und verpflichtete sich, den Rest in zwei Jahren zu zahlen — Pachom hatte also Land.

Er nahm Geld beim Schwager auf, kaufte Samen und besäte das gekaufte Land. Alles gedieh trefflich. Bereits in einem Jahre konnte er die Schuld an die Nachbarin und den

Schwager abtragen. Pachom war jetzt selbst Gutsbesitzer. Er beackerte eigenes Land, mähte Heu auf eigenem Boden, auf eigene Wiese trieb er sein Vieh. Nicht genug kann er sich freuen: anders scheint ihm das Gras zu sein und andere Blumen blühen darin; früher galt ihm dieses Land wie anderes auch, jetzt aber ist es ein besonderes Stück Gotteserde.

3.

Pachom freut sich seines Lebens. Alles stände gut, wenn nur die Bauern seine Felder unbehelligt ließen und nicht auf seinen Wiesen weideten. In aller Freundschaft sprach er auf sie ein. Sie aber ließen nicht ab, ihre Kühe auf seine Flur zu treiben, und nachts kamen fremde Pferde in sein Getreide. Pachom verjagte sie und trug es den Bauern nicht nach. Schließlich aber wurde er böse und führte Klage beim Amtsgericht. Er weiß recht gut, daß die Bauern es aus Not taten, keineswegs aus Hang zu bösem Tun. Dennoch, meint er, muß ich's ihren eintränken, sonst werden sie alles abweiden. Eine gute Lehre wird nützlich sein.

Mit Hilfe des Gerichts belehrte er mehr als einmal, mehr als ein Bauer wurde mit Strafe belegt. So geschah's, daß die Nachbarn nicht freundlich gegen Pachom gesinnt waren und ihm gern einen Schabernack zufügten. Einst hatte sich ein Bauer zur Nachtzeit in das Wäldchen geschlichen und, um sich den Bast zu verschaffen, an zehn junge Linden ausgerissen. Pachom fuhr durch sein Gehölz und siehe — es schimmerte etwas am Boden. Wie er näher kommt, sieht er die abgeschälten Bäumchen mit den Wurzeln am Boden liegen. Er wurde zornig. Nicht eine Linde hat der Bösewicht mir übrig gelassen. Könnte ich nur herausbringen, wer es getan, ich würde mein Mütchen an ihm kühlen. Er dachte und dachte nach, wer es sein könnte. Das hat niemand anders als Ssjemka getan. Um nachzuspüren, ging er auf Ssjemkas Hof, fand jedoch nichts. Das gab einen Zank! Und von Stund an war Pachom überzeugt, kein anderer als Ssjemka sei es gewesen. Er reichte eine Klage ein. Das Gericht trat zusammen und sprach, wegen mangelnden Beweises, den Bauer frei, was Pachom als eine Beleidigung ansah und ihn außer Rand und Band brachte; mit dem Gemeindevorsteher und den Richtern krakehlte er. „Ihr", rief er, „macht den Dieben lange Finger. Lebtet ihr selbst nach Recht, so würdet ihr Diebe nicht freigeben." Mit sämtlichen Nachbarn stand er unfreundlich. Zwar war sein Landbesitz größer geworden, in der Gemeinde jedoch wurde es ihm enger und enger.

Ein Gerücht verbreitete sich zu dieser Zeit, daß viel Volk in die neuerworbenen Länder zöge. Pachom denkt: was brauche ich selbst mein Land aufzugeben? Gingen aber einige von den Unseren, es würde hier geräumiger werden. Ihr Land würde ich ankaufen und mit meinem Besitz vereinigen. Wir haben es hier zu eng.

Als er einst zu Hause saß, begehrte ein durchreisender Bauer Einlaß. Pachom behielt ihn über Nacht bei sich, gab ihm reichlich Speise und Trank, erkundigte sich, woher Gott ihn führe, und redete mit ihm von diesem und jenem. Der Bauer erzählt, er käme von der unteren Wolga, wo er auf Arbeit gewesen; viele hätten sich dort niedergelassen; man schrieb sie in die Gemeinde ein und teilte für jede Seele zehn Deßjatinen ab: köstliches Land, es ist eine Lust, die vollen Garben zu sehen. Ein Bauer kam nackt und arm, nur seine Hände brachte er mit, und jetzt hat er an fünfzig Deßjatinen mit Weizen besäet. Im vorigen Jahre verkaufte er allein für fünftausend Rubel Weizen.

Mit Entzücken hatte Pachom zugehört. Er denkt: was soll man hier in der Enge sich abhaspeln, wenn man gut leben kann? Land und Gehöft will ich verkaufen und für das erhaltene Geld an der unteren Wolga mich ankaufen und eine Wirtschaft einrichten. Hier in der Enge gibt es fortwährend Streit. Will mich aufmachen, um an Ort und Stelle Kundschaft einzuziehen.

Wie es Sommer wurde, machte er sich fertig und ging auf die Reise: bis Ssamara zu Schiff auf der Wolga, von dort zu Fuß an viertausend Werst. An Ort und Stelle angelangt, fand er alles so, wie ihm berichtet worden: zehn Deßjatinen sind für die Seele abgeteilt und gern nehmen die Bauern den Fremden in der Gemeinde auf; bringt einer Geld mit, so kann er dazu Land kaufen, so viel ihm beliebt; drei Rubel für die Deßjatine des besten Landes.

Als Pachom alles erkundschaftet, kehrte er zum Herbst nach Hause zurück, verkaufte mit Gewinn sein Land, verkaufte sein Gehöft und Vieh, schrieb sich aus der Gemeinde aus, wartete den Frühling ab und reiste mit der Familie drei Rubel für die Deßjatine des besten Landes.

4.

An Ort und Stelle mit der Familie angekommen, ließ sich Pachom in dem großen Dorfe nieder und schrieb sich in die Gemeinde ein. Nachdem er die Ältesten bewirtet hatte, wurden ihm sogleich alle Papiere zugefertigt. Er war nun aufgenommen und man teilte ihm für fünf Seelen, außer dem Weideplatz, fünfzig Deßjatinen in verschiedenen Feldern ab. Er baute sich an und kaufte Vieh. Allein an Seelenanteil besaß er jetzt zweimal so viel als ehedem — und welch' fruchtbares Land! Alles hatte er zur Genüge und konnte Vieh halten, so viel er wollte.

Anfangs, während er sich noch anbaute und die Wirtschaft einrichtete, schien ihm alles vortrefflich; als er sich aber eingelebt hatte, fand er es auch auf diesem Lande zu eng. Bald bekam er Lust, wie es andere taten, harten Weizen zu säen, aber im Seelenland ist wenig Weizenboden. Man säet Weizen auf neuem Pfriemengrasland oder Brachfeld, man säet ein Jahr und läßt das Feld zwei Jahre lang brach liegen, bis es wieder mit Pfriemengras bewachsen ist. Weicher Boden ist vollauf da, taugt aber nur für Roggen, und Weizen verlangt harten Boden. Harter Boden findet stets Liebhaber. Er reicht nicht für alle. Darüber gibt es stets Streit. Die Wohlhabenden wollen selber säen und Verschuldete überlassen den Kaufleuten guten Boden an Zahlungsstatt. Im ersten Jahre säte Pachom Weizen auf seinem zugeteilten Land; trefflich gedieh derselbe, weshalb er Lust bekam, mehr Land zur Verfügung zu haben. Er fuhr zum Kaufmann und pachtete Land auf ein Jahr. Die Saat brachte reichen Ertrag. Leider lagen die Felder weit vom Dorf, an fünfzehn Werst mußte man das gewonnene Getreide führen. Er sieht — im Umkreise leben Handel treibende Bauern in Meiereien und werden reich. Um wieviel besser wäre es, denkt Pachom, wenn ich, statt zu pachten, Land kaufte und gleichfalls Meiereien anlegte — das ergäbe einen runden Besitz in einer Hand. Und er dachte nach, wie er es anstellen möchte, guten Boden käuflich zu erwerben.

Da geriet er an einen Bauern, der, im Besitz von fünfhundert Deßjatinen, sich ruiniert hatte und sein Eigentum billig losschlagen wollte. Sie wurden handelseinig: Pachom sollte fünfzehnhundert Rubel, davon die eine Hälfte sogleich, später die andere Hälfte zahlen.

Zu dieser Zeit kam, um seine Pferde zu füttern, ein durchreisender Kaufmann auf Pachoms Hof. Sie tranken Tee, sprachen dies und das. Der Kaufmann erzählte, weit von den Baschkiren komme er her; da habe er Land gekauft, an fünftausend Deßjatinen, und dafür tausend Rubel gezahlt. Pachom fragte ihn aus. Der Kaufmann gab genaue Auskunft.

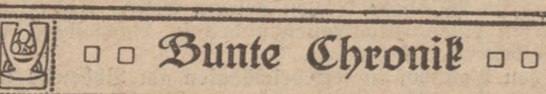
„Nur muß man," führte er aus, „ihren Ältesten eine Güte tun. Kaftane und Teppiche habe ich unter sie verteilt, an hundert Rubel hat es mich gekostet, auch verteilte ich einen Zibik Tee und ließ jeden, der Lust hatte, Branntwein trinken, soviel er wollte. Die Deßjatine bekam ich für zwanzig Kopeken — hier ist der Kaufbrief — das Land am Fluß wie der Steppe sind Pfriemengrasland.

Pachom fragte ihn weiter aus.

„Das Land," berichtete der Kaufmann, „umgehst du nicht in einem Jahr — alles das ist Baschkirenland. Die Menschen sind unvernünftig wie die Schafe, von ihnen kann man fast umsonst kaufen."

Pachom denkt: Eh, was soll ich für meine tausend Rubel fünfhundert Deßjatinen kaufen und mir obendrein eine Schuld auf den Hals laden, während ich mir für dasselbe Geld ein unermeßliches Besitztum aneignen kann.

(Schluß folgt.)




Bunte Chronik

* **Glück muß man haben!** Sehr überrascht war dieser Tage eine Dame aus Köln-Deutz, als sie die Kölner Jahrtausendausstellung betrat. Schon die Dame, die die Eintrittskarte verkaufte, lächelte so vielsagend und bedeutete der Besucherin dann, einige Augenblicke zu warten. Dann verschwand sie, und bald erschien ein Herr, der Stadtdirektor Dr. Schwering, und bat die Dame in die Halle hinein, wo er sich anschickte, eine kleine Ansprache an sie zu halten und sie als die millionste Besucherin der Ausstellung zu begrüßen. Und damit noch nicht genug, händigte er ihr eine kostbare, mit Brillanten besetzte goldene Uhr aus. Nachdem die Besucherin endlich noch zusammen mit der Ausstellungsleitung photographiert worden war, konnte sie sich von all den Überraschungen erholen und mit der Besichtigung beginnen. Aber nun die quälende Frage: ob die Dame für diese unvorhergesehenen Ereignisse auch „zufällig" die richtige Toilette getragen hat?

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.